

Elena Ferrante
Die Frau im Dunkeln

Elena Ferrante

Die Frau im Dunkeln

ROMAN

Aus dem Italienischen von

Anja Nattefort

Deutsche Verlags-Anstalt

Ich war noch keine Stunde unterwegs, als mein Zustand sich verschlechterte. Der Schmerz in meiner Seite meldete sich zurück, und eine Zeit lang versuchte ich, ihm keine Bedeutung beizumessen. Erst als mir klar wurde, dass ich nicht mehr genug Kraft hatte, das Lenkrad zu halten, begann ich mir Sorgen zu machen. Wenige Minuten später war mein Kopf bleischwer, die Scheinwerfer wurden immer blasser, und kurz darauf vergaß ich sogar, dass ich Auto fuhr. Stattdessen hatte ich das Gefühl, ich wäre am Meer, am helllichten Tag. Der Strand war leer, das Wasser ruhig, aber an einem Mast wenige Meter vom Ufer entfernt flatterte die rote Fahne. Als ich klein war, bekam ich immer einen Schrecken, wenn meine Mutter mir einschärfte: Leda, du darfst niemals schwimmen gehen, wenn die rote Fahne weht. Dann ist das Meer sehr unruhig, und du kannst ertrinken. Diese Angst hielt sich über Jahre, und selbst jetzt, da das Wasser sich wie ein durchsichtiges Blatt Papier bis zum Horizont erstreckte, war mir mulmig, und ich wagte nicht hineinzugehen. Ich sagte mir: Na los, geh schwimmen, bestimmt haben sie die rote Fahne oben an der Stange vergessen, blieb aber am Ufer stehen und steckte vorsichtig die Zehenspitzen ins Wasser. Von Zeit zu Zeit erschien meine Mutter oben auf den Dünen und rief mir zu, als wäre ich immer noch ein kleines

Mädchen: Leda, was machst du da, hast du die rote Fahne nicht gesehen?

Als ich im Krankenhaus die Augen aufschlug, sah ich mich für den Bruchteil einer Sekunde noch einmal zögernd vor dem spiegelglatten Meer stehen. Vielleicht war ich mir deshalb so sicher, alles wäre nur ein Traum gewesen, eine zugegeben bedrohliche Fantasie, die bis zum Aufwachen hier im Krankensaal andauerte. Die Ärzte teilten mir mit, dass ich mit dem Auto gegen die Leitplanke gefahren war, aber keine schweren Verletzungen davongetragen hatte. Die einzige sichtbare Folge war eine Stichwunde links unter den Rippen, die sie sich nicht erklären konnten.

Meine Freunde aus Florenz kamen mich besuchen, Bianca und Marta kehrten zurück, sogar Gianni. Ich erzählte, ich sei aus Müdigkeit von der Straße abgekommen. Doch ich wusste, dass die Ursache eine andere war. Ich hatte etwas Unsinniges getan, über das ich, eben weil meine Tat so sinnlos war, mit niemandem reden wollte. Die Dinge, die wir selbst nicht verstehen, sind am schwierigsten zu erzählen.

2

Als meine Töchter nach Toronto zogen, wo ihr Vater seit Jahren lebte und arbeitete, stellte ich verwirrt und überrascht fest, dass mir das nichts ausmachte, sondern sogar ein Gefühl der Erleichterung verschaffte, als hätte ich sie erst in diesem Moment endgültig auf die

Welt gebracht. Zum ersten Mal seit fast fünfundzwanzig Jahren musste ich mich nicht mehr um sie kümmern und für sie sorgen. Die Wohnung war aufgeräumt, als würde niemand darin leben, der lästige Einkauf und die Wascherei entfielen, die Frau, die mir seit Jahren im Haushalt zur Hand ging, fand eine lukrativere Arbeit, und ich sah keine Notwendigkeit, sie zu ersetzen.

Meine einzige Verpflichtung den Mädchen gegenüber war der tägliche Anruf, um zu hören, wie es ihnen ging und was sie machten. Am Telefon ließen sie mich in dem Glauben, sie hätten schon eine eigene Unterkunft gefunden; in Wirklichkeit wohnten sie bei ihrem Vater, doch aus purer Gewohnheit, uns auch in Worten voneinander zu trennen, redeten sie mit mir, als existiere er gar nicht. Wenn ich sie fragte, wie ihr Leben so aussah, wechselten sie entweder fröhlich das Thema oder sie antworteten einsilbig und missmutig oder sie verfielen in dieses künstliche Getue, das sie in Gesellschaft ihrer Freunde annahmen. Auch sie riefen mich oft an, vor allem Bianca, die mir gegenüber fordernder war, und sei es nur, um von mir zu erfahren, ob blaue Schuhe zu einem orangefarbenen Rock passten, ob ich schnell ein paar Seiten, die sie in einem Buch liegen gelassen hatte, heraussuchen und ihr schicken könnte, ob ich immer noch bereit war, mir all ihre Wut, ihren Frust aufhalsen zu lassen, trotz der unterschiedlichen Kontinente und des weiten Himmels zwischen uns. Unsere Gespräche waren nie sehr lang, und manchmal klangen sie unnatürlich wie im Kino.

Ich tat, worum sie mich baten, stillte all ihre Bedürfnisse. Und da es mir aus der Ferne nicht möglich war, direkt auf ihr Leben einzuwirken, erfüllte ich ihre Wünsche und Launen, wie sie eben kamen und ohne mir Gedanken zu machen, ich empfand ihre Bitten nicht als Last, und das Erledigen ihrer Aufträge wurde mir zu einer lieben Gewohnheit, die von Herzen kam. Ich fühlte mich befreit, als wäre ein schwieriges Werk wie durch ein Wunder endlich vollendet und von meinen Schultern genommen.

Ich konnte nun arbeiten, ohne mich um ihre Zeitpläne und Belange zu kümmern. Nachts korrigierte ich die Hausarbeiten meiner Studenten und hörte dazu Musik, nachmittags schlief ich oft mit Stöpseln in den Ohren, ich nahm nur eine Mahlzeit am Tag zu mir, immer in einer Trattoria in der Nähe. Ich war wechselhaft, in meiner Art, in meiner Laune, sogar in meiner äußeren Erscheinung. Ich ärgerte mich nicht mehr über die zu dummen oder zu intelligenten jungen Leute an der Universität. Ein Kollege, den ich seit Jahren kannte und mit dem ich hin und wieder ins Bett ging, stellte eines Abends verwundert fest, ich sei nicht mehr so zerstreut wie früher, auch gelassener. Nach wenigen Monaten besaß ich wieder den schmalen Körper, den ich als junge Frau gehabt hatte, ich spürte eine sanfte Kraft in mir, meine Gedanken hatten wieder das richtige Tempo. Eines Abends betrachtete ich mich im Spiegel. Ich war siebenundvierzig, in vier Monaten hatte ich Geburtstag, doch ein paar Jahre schienen wie durch einen Zauber ausradiert. Ich kann nicht sagen, ob

mich das freute, doch mit Sicherheit war ich darüber erstaunt.

In dieser ungewohnt guten Verfassung – inzwischen war es Juni – bekam ich Lust auf Urlaub und beschloss, ans Meer zu fahren, sobald die Prüfungen und der lästige Bürokratismus erledigt waren. Ich machte mich im Internet auf die Suche, verglich Fotos und Preise. Schließlich mietete ich von Mitte Juli bis Ende August ein kleines, recht günstiges Appartement an der ionischen Küste. Tatsächlich konnte ich erst am vierundzwanzigsten Juli aufbrechen, ich hatte eine ruhige Fahrt in meinem mit Büchern vollgeladenen Auto, die ich für die Vorbereitung des nächsten Semesters brauchte. Es war ein schöner Tag, durch das heruntergekurbelte Fenster drang die trockene, wohlriechende Luft, ich fühlte mich frei und hatte keinerlei Schuldgefühle.

Als ich auf halber Strecke tankte, überkam mich plötzlich ein ungutes Gefühl. Früher hatte ich das Meer immer geliebt, doch seit über fünfzehn Jahren hielt ich es in der Sonne nicht lange aus, sie machte mich schnell müde. Bestimmt war das Appartement grauenhaft, und die Aussicht beschränkte sich auf ein Stückchen Himmel irgendwo zwischen hässlichen billigen Wohnblocks. Ich würde nachts kein Auge zutun, weil es so heiß war und die Musik in einem Nachtlokal viel zu laut. Ich legte die restliche Strecke mit einem Anflug von schlechter Laune zurück und mit der Vorstellung, zu Hause hätte ich den ganzen Sommer über gemütlich arbeiten können, bei klimatisierter Luft und in ruhiger Umgebung.

Als ich ankam, stand die Sonne bereits tief, der Abend nahte. Es war ein hübsches Städtchen, die Stimmen hatten einen angenehmen Tonfall, und es roch gut. Ich wurde von einem älteren Herrn mit dichtem weißen Haar empfangen, der sich als freundlich und zurückhaltend erwies. Er bestand darauf, mich im Café zu einem Espresso einzuladen, und später hinderte er mich mit einem Lächeln und nachdrücklichen Gesten daran, auch nur eine Tasche ins Haus zu tragen. Er kletterte mit meinen Koffern schnaufend ins dritte und oberste Stockwerk und stellte mein Gepäck am Eingang einer kleinen Dachgeschosswohnung ab: Schlafzimmer, eine winzige Küche ohne Fenster, über die man ins Badezimmer gelangte, ein Wohnraum mit großen Fenstern und eine Terrasse, von der man in der Dämmerung die von Klippen zerklüftete Küste und ein unendliches Meer sah.

Der Mann hieß Giovanni, er war nicht der Besitzer des Appartements, sondern eine Art Hausmeister oder Faktotum; jedenfalls nahm er mein Trinkgeld nicht an, er war sogar fast beleidigt, als hätte ich nicht begriffen, dass er all dies nur aus Respekt vor den Regeln der Gastfreundschaft tat. Als er sich zurückgezogen hatte, nicht ohne sich mehrmals zu vergewissern, dass alles zu meiner vollsten Zufriedenheit war, fand ich auf dem Wohnzimmertisch eine große Schale voller Obst, Pfirsiche, Pflaumen, Birnen, Trauben und Feigen. Die Schale glänzte wie in einem Stilleben.

Ich schob einen kleinen Korbsessel auf die Terrasse und sah eine Weile zu, wie der Abend sich langsam

auf das Meer herabsenkte. Jahrelang war ich wegen der beiden Mädchen in den Urlaub gefahren, und als sie größer waren und anfangen, mit ihren Freunden durch die Welt zu reisen, blieb ich zu Hause und wartete sehnsüchtig auf ihre Rückkehr. Meine Angst galt nicht nur allen erdenklichen Katastrophen (den Gefahren einer Reise im Flugzeug oder zu Wasser, Kriegen, Erdstößen, Seebeben), sondern auch ihrem zarten Nervenkostüm, eventuellen Spannungen mit den Reisegefährten, dem Herzschmerz über eine zu voreilig oder auch gar nicht erwiderte Liebe. Ich wollte stets bereit sein, um auf plötzliche Hilferufe zu reagieren, ich hatte Angst, sie könnten mir vorwerfen, dass ich so sei, wie ich tatsächlich war, zerstreut und unaufmerksam, nicht präsent. Genug. Ich stand auf und ging duschen.

Danach bekam ich Hunger und erinnerte mich an die Obstschale. Ich stellte fest, dass unter der schönen Oberfläche Feigen, Birnen, Pflaumen, Pfirsiche und Trauben lagen, die matschig und verschimmelt waren. Ich nahm ein Messer und schnitt große schwarze Stücke heraus, aber der Geruch und der Geschmack waren mir zuwider, ich warf beinahe alles in den Müll. Ich hätte mir ein Restaurant suchen und auswärts essen können, doch aus Trägheit verzichtete ich darauf, ich war müde.

Im Schlafzimmer gab es zwei große Fenster, ich sperrte sie auf, löschte das Licht. Draußen im Dunkeln blinkte der Scheinwerfer des Leuchtturms und ließ das Zimmer für einige Sekunden hell auflodern. Man sollte nie abends an einem fremden Ort ankommen, alles ist so ungewiss, jede Kleinigkeit kann monströse Ausmaße

annehmen. Ich streckte mich auf dem Bett aus, im Bademantel und mit nassen Haaren, starrte an die Decke und wartete auf den Moment, wo sie in weißem Licht erstrahlte, lauschte dem Lärm eines Außenbordmotors in der Ferne und einem leisen Lied, das einem Miauen glich. Meine Konturen waren wie aufgelöst. Als ich mich schläfrig auf die Seite drehte, berührte ich etwas auf dem Kissen, es war kalt und fühlte sich an wie aus Seidenpapier.

Ich schaltete das Licht an. Auf dem strahlend weißen Kopfkissenbezug saß ein drei oder vier Zentimeter langes Insekt, das aussah wie eine dicke Fliege. Es hatte membranartige Flügel, war dunkelbraun und rührte sich nicht. Ich sagte mir: Das ist eine Zikade, vielleicht ist ihr auf meinem Kissen der Hinterleib geplatzt. Ich stupste sie mit einem Zipfel meines Bademantels an, sie bewegte sich und erstarrte gleich wieder. Männchen, Weibchen? Die Weibchen haben keine Singmuskeln am Bauch, sie sind stumm, können nicht zirpen. Der Ekel packte mich. Zikaden zerfressen die Olivenbäume und saugen den Eschen das Manna aus der Rinde. Ich nahm das Kissen vorsichtig hoch, ging zu einem der Fenster und schüttelte das Insekt nach draußen. Das war der Beginn meines Urlaubs.

Am nächsten Tag packte ich meine Badesachen, Handtücher, Bücher, Fotokopien und Hefte ein, stieg ins Auto und fuhr auf der Suche nach Strand und Meer über die Landstraße, die den Küstenstreifen säumte. Nach etwa zwanzig Minuten begann zu meiner linken ein Pinienwald, ich sah ein Parkplatzschild, hielt an. Ich kletterte mit meinen Sachen über die Leitplanke und folgte einem von Piniennadeln rot eingefärbten Weg.

Ich liebe den Geruch von Harz, als Kind verbrachte ich die Sommer an Stränden, die noch nicht von den Betonburgen der Camorra zugebaut waren und gleich hinter dem Pinienwald begannen. Harz riecht für mich nach Ferien, nach Kinderspielen im Sommer. Jeder Aufprall, jedes Knacken eines trockenen Pinienzapfens und die dunkle Farbe ihrer Samen erinnern mich an den Mund meiner Mutter, die lachend die Schale aufknackt, die gelben Kerne herausschält und meinen Schwestern zu essen gibt, die lautstark danach verlangen, während ich schweigend abwarte. Oder meine Mutter steckt sie sich selbst in den Mund, verschmiert sich die Lippen mit dem dunklen Staub der Schale, in der Hoffnung, sie könnte mir meine scheue Zurückhaltung abgewöhnen: Nein, du bekommst nichts, lern erst mal, den Mund aufzumachen, du bist ja schlimmer als ein grüner Pinienzapfen.

Der Pinienwald war dicht bewachsen mit undurchdringlichem Unterholz, und die Baumstämme, dem stetigen Druck des Windes ausgesetzt, schienen jeden Moment nach hinten überzukippen, aus Schreck vor

irgendetwas, das vom Meer kam. Ich gab acht, nicht über die glänzenden Wurzeln zu stolpern, die den Weg überwucherten, und unterdrückte meine Abscheu vor den staubigen Eidechsen, die bei meinem Erscheinen ihr sonniges Fleckchen fluchtartig verließen und nach einem Unterschlupf suchten. Es dauerte keine fünf Minuten, dann tauchten die Dünen und das Meer auf. Ich lief an krummen Eukalyptusbäumen vorbei, die aus dem Sand wuchsen, trat zwischen Schilfgras und Oleander auf einen Holzsteg und gelangte zu einem gepflegten Badestrand.

Dieser Ort gefiel mir auf der Stelle. Die Freundlichkeit des dunklen Mannes an der Kasse und die Sanftmut des schwächtigen jungen Bademeisters, einem langen Kerl in T-Shirt und kurzen Hosen, der mich zu meinem Sonnenschirm führte, bestärkten mich. Der Sand war weiß und fein wie Staub, ich nahm ein ausgedehntes Bad in dem durchsichtigen Wasser, legte mich kurz in die Sonne. Dann richtete ich mich mit meinen Büchern unter dem Sonnenschirm ein und arbeitete in Ruhe bis zum Sonnenuntergang, genoss die Brise und die Wechselhaftigkeit des Meeres. Die Stunden plätscherten dahin in einer angenehmen Mischung aus Arbeit, Tagträumerei und Müßiggang, und ich beschloss, nun jeden Tag hier zu verbringen.

Es dauerte keine Woche, und ich hatte mich in meiner idyllischen Gewohnheit eingerichtet. Ich durchquerte den Pinienwald und erfreute mich am Knacken der Pinienzapfen, die sich in der Sonne öffneten, am Duft der kleinen grünen Blätter, die von einer Myrte

stammen konnten, an den Rindenstücken, die sich von den Eukalyptusbäumen lösten. Auf dem Weg dachte ich an den Winter, stellte mir den Pinienwald in Nebel und Eis vor, den Mäusedorn mit seinen roten Beeren. Der Mann an der Kasse begrüßte mich jeden Tag höflich und erfreut, ich trank in der Strandbar einen Espresso, ein Mineralwasser. Der Bademeister, er hieß Gino und war bestimmt Student, stellte mir rasch den Schirm und die Liege auf, dann zog er sich in den Schatten zurück und machte sich für irgendeine Prüfung Bleistiftnotizen in einem dicken Buch, den großen Mund leicht geöffnet und mit konzentriertem Blick.

Der Anblick des Jungen rührte mich. Meistens wurde ich müde, wenn ich mich zum Trocknen in der Sonne ausstreckte, aber manchmal schlief ich nicht ein, behielt die Augen leicht geöffnet und beobachtete ihn heimlich voller Sympathie. Er wirkte unruhig, sein schöner, seh-niger Körper war immer in Bewegung, ständig zerzauste eine seiner Hände das schwarze Haar oder knetete sein Kinn. Meinen Töchtern hätte er sehr gefallen, vor allem Marta, die eine Schwäche für schlaksige und nervöse Jungen hatte. Und mir? Schon vor langer Zeit habe ich festgestellt, dass ich alles über die Mädchen weiß, aber wenig über mich. Auch Gino betrachtete ich durch den Filter der Erfahrungen von Bianca und Marta, entsprechend den Neigungen und Vorlieben, die ich ihnen zusprach.

Der junge Mann lernte, schien jedoch über gewisse Sensoren zu verfügen, die nicht an das Sehen gekoppelt waren. Wenn ich mich nur kurz rührte, um meine Liege aus der Sonne in den Schatten zu schieben, sprang er

gleich auf und bot mir seine Hilfe an. Ich lächelte ihm zu, machte eine dankende Geste, nein, die Liege konnte ich wirklich allein verschieben. Es reichte mir, mich beschützt zu fühlen, nicht an die Zeit denken oder im Notfall irgendwo aushelfen zu müssen. Niemand war mehr von meiner Fürsorge abhängig, und auch ich selbst war mir endlich keine Last mehr.

4

Es dauerte eine Weile, bis die junge Mutter und ihre Tochter mir auffielen. Ich weiß nicht, ob sie schon an meinem ersten Tag am Meer dort waren oder erst später auftauchten. In den ersten zwei oder drei Tagen nach meiner Ankunft nahm ich kaum Notiz von der lärmenden Familie aus Neapel, Kinder, Erwachsene, ein Mann um die sechzig mit einem bösen Gesichtsausdruck, vier oder fünf Jungs, die wild im Wasser und an Land herumtobten, eine breit gebaute Frau mit kurzen Beinen und schweren Brüsten, vielleicht knapp unter vierzig, die oft vom Strand zur Bar ging und zurück, mühsam einen Babybauch vor sich her schiebend, der in einem großen Bogen nackt zwischen den beiden Teilen ihres Bikinis hervorsprang. Sie waren alle irgendwie miteinander verwandt, Eltern, Großeltern, Enkel, Cousins, Schwager, und sie brachen häufig in schallendes Gelächter aus. Sie dehnten ihre Namen übertrieben in die Länge, zogen einander auf und schäkerten herum, manchmal gab es auch Streit: ein großer Familienclan, wie der, von dem

auch ich als kleines Mädchen umgeben war, derselbe Humor, dasselbe Süßholzraspeln, dieselbe Wut.

Als ich eines Tages von meinem Buch aufsaß, erblickte ich die junge Frau und ihre Tochter zum ersten Mal. Sie gingen vom Ufer zurück zu ihrem Sonnenschirm, sie war höchstens zwanzig, hielt den Kopf gesenkt, und die Kleine reckte ihre Nase empor und sah sie strahlend an, drei oder vier Jahre alt, mit einer Puppe im Arm, die sie an sich drückte wie eine Mutter ihr Kind. Sie redeten ganz versunken miteinander, als gäbe es nur sie auf der Welt. Die Schwangere rief vom Sonnenschirm aus verärgert etwas in ihre Richtung, und eine ganz in Grau gekleidete dicke Frau um die fünfzig, vielleicht die Mutter, gestikulierte unwirsch herum. Doch die junge Frau schien nichts zu hören und zu sehen, sie unterhielt sich weiter mit ihrer Kleinen und kam langsam vom Meer herauf, in gemessenem Schritt, der den dunklen Schatten ihrer Fußabdrücke im Sand zurückließ.

Auch sie gehörten zu der aufdringlichen Familie, doch mit ihrem schlanken Körper, dem geschmackvollen Badeanzug, dem zarten Hals, dem wohlgeformten Kopf mit den langen gewellten Haaren von einem glänzenden Schwarz, ihrem indisch anmutenden Gesicht mit hohen Wangenknochen, kräftigen Brauen und schräg stehenden Augen, wirkte die junge Mutter, so aus der Ferne gesehen, wie eine Anomalie dieser Sippschaft, ein von der Regel auf mysteriöse Weise verschonter Organismus, das mittlerweile assimilierte Opfer einer Entführung oder einer Verwechslung in der Wiege.

Von da an machte ich es mir zur Gewohnheit, hin und wieder zu ihnen rüberzuschauen.

Die Kleine war irgendwie befremdlich, ich weiß auch nicht, wie von kindlicher Schwermut oder stillem Leiden erfüllt. Aus ihrem Gesicht sprach der beständige Wunsch, ihrer Mutter nah zu sein: ein ohne Tränen oder Launen vorgetragenes Flehen, dem die Mutter sich nicht entzog. Einmal bemerkte ich, wie fürsorglich und liebevoll sie die Kleine eincremte. Ein anderes Mal sah ich gerührt zu, wie ausgelassen die beiden sich im Wasser vergnügten, die Mutter drückte ihre Tochter an sich, und die Kleine legte die Arme fest um ihren Hals. Sie lachten und genossen es, den Körper der anderen zu spüren, stupsten sich mit den Nasen, bespuckten sich mit Wasser, küssten sich. Bei anderer Gelegenheit beobachtete ich, wie sie gemeinsam mit der Puppe spielten. Es machte ihnen großen Spaß, sie zogen sie an und aus, schmierten sie im Spiel mit Sonnenmilch ein, badeten sie in einem grünen Eimer, rubbelten sie anschließend trocken, damit ihr nicht kalt wurde, drückten sie an ihre Brust wie eine stillende Mutter, fütterten sie mit Breichen aus Sand oder legten sie zwischen sich auf das Handtuch in die Sonne. Die junge Frau war schön, doch erst ihr Muttersein machte sie zu etwas Besonderem, sie schien nur ihre Tochter im Sinn zu haben.

Ich weiß nicht, ob sie gut in den Familienclan eingebunden war. Sie unterhielt sich sehr angeregt mit der Schwangeren, spielte Karten mit ein paar braun gebrannten Jungs in ihrem Alter, ich glaube Cousins, spazierte am Meer entlang mit dem grausam aussehenden

den alten Mann (ihrem Vater?) oder mit lauten jungen Frauen, Schwestern, Cousinen, Schwägerinnen. Ich hatte nicht den Eindruck, dass sie einen Ehemann hatte oder jemanden, der offensichtlich der Vater der Tochter war. Allerdings fiel mir auf, dass alle Familienmitglieder sich liebevoll um sie und die Kleine kümmerten. Die graue dicke Frau um die fünfzig ging mit ihr zur Strandbar, um der Kleinen ein Eis zu kaufen. Ein kurzer Zuruf von ihr reichte und die Jungen unterbrachen ihre Raufereien und besorgten ihr, wenn auch schnaubend, Wasser, etwas zu essen oder was immer sie benötigte. Wenn Mutter und Tochter sich mit ihrem kleinen rot-blauen Schlauchboot auch nur ein paar Meter von der Strandlinie entfernten, begann die Schwangere Nina, Lenù, Ninetta, Lena zu rufen und eilte keuchend zum Ufer, um den Bademeister zu alarmieren, der sogleich aufsprang, damit er die Situation gut im Auge behielt. Als einmal zwei Typen die junge Frau in ein Gespräch verwickeln wollten, kamen gleich die Cousins dazu und fingen an zu pöbeln und zu rempeln, es wäre beinahe in einer Schlägerei ausgeartet.

Eine Zeit lang war ich unsicher, ob die Mutter oder die Tochter Nina, Ninù, Ninè hieß, es waren so viele Namen, und da sie andauernd fielen, konnte ich sie nicht eindeutig zuordnen. Nach genauerem Hinhören verstand ich schließlich, dass Nina die Mutter war. Mit der Kleinen war es schwieriger, anfangs kam ich durcheinander. Ich hielt Nani, Nena und Nennelle für ihre Kosenamen, bis ich kapierte, dass es die Namen der Puppe waren, von der das Mädchen sich nie trennte,

und die auch Nina behandelte, als wäre sie lebendig, fast wie eine zweite Tochter. Das Mädchen hieß in Wirklichkeit Elena, Lenù; ihre Mutter nannte sie immer Elena, und die Verwandten Lenù.

Keine Ahnung, warum ich die Namen in mein Notizheft schrieb, Elena, Nani, Nena; vielleicht gefiel es mir, wie Nina sie betonte. Sie sprach zu der Kleinen und ihrer Puppe mit jenem angenehmen neapolitanischen Akzent, den ich liebe, dem weichen Timbre des Spiels und der Lebensfreude. Ich war entzückt. Sprachen wirken auf mich wie ein geheimes Gift, das zuweilen aufschäumt und für das es kein Gegengift gibt. Ich erinnere mich an den Dialekt aus dem Munde meiner Mutter, wenn ihr der weiche Akzent vor lauter Wut abhanden kam und sie herumbrüllte: Ich halte es nicht mehr aus mit euch, ich halte es nicht mehr aus. Befehle, Schreie, Schimpfwörter, eine existenzielle Anspannung, auch in ihren Worten, wie ein gereizter Nerv, der auf die kleinste Berührung mit Schmerz reagiert und jedes Taktgefühl verdrängt. Einmal, zweimal, dreimal drohte sie uns Töchtern abzuhaufen, eines Morgens wacht ihr auf, und dann bin ich nicht mehr da. Jeden Morgen erwachte ich und zitterte vor Angst. In Worten verließ sie uns immerzu, in Wirklichkeit blieb sie da. Diese junge Frau, diese Nina, wirkte so ruhig, ich empfand Neid.

Eine Woche Urlaub war schon fast vorbei: schönes Wetter, eine leichte Brise, viele unbenutzte Sonnenschirme, Dialekte aus ganz Italien vermischt mit der Redeweise dieser Gegend und ein paar Fremdsprachen von Ausländern, die hier die Sonne genossen.

Dann kam der Samstag, und der Strand bevölkerte sich. Mein schattiges Plätzchen in der Sonne wurde eingekesselt von Kühltaschen, Sandeimern, Schaufeln, Schlägern, Schwimmflügeln und Plastiktieren. Ich legte die Bücher beiseite und suchte in der Menge nach Nina und Elena, um mir die Zeit zu vertreiben, wie bei einem Schauspiel.

Es dauerte einige Zeit, bis ich sie fand, sie hatten ihre Liege wenige Meter vom Meer aufgestellt. Nina lag auf dem Rücken in der Sonne, und neben ihr lag, soweit ich das sehen konnte, in derselben Position die Puppe. Die Kleine ging mit einer gelben Plastikgießkanne ans Ufer, holte Wasser und schleppte die schwere Kanne schnaufend und lachend mit beiden Händen zu ihrer Mutter zurück, um ihren Körper zu besprengen und die Hitze der Sonne zu mildern. Wenn die Gießkanne leer war, ging sie wieder zum Wasser, um sie zu füllen, derselbe Weg, dieselbe Anstrengung, dasselbe Spiel.

Vielleicht hatte ich schlecht geschlafen, vielleicht war mir unbemerkt irgendein böser Gedanke durch den Kopf gegangen; jedenfalls war mir ihr Anblick an diesem Vormittag zuwider. Elenas Tun erschien mir fast stumpfsinnig: Sie begoss erst die Knöchel ihrer Mutter

mit Wasser, dann die ihrer Puppe, fragte beide, ob es genug sei, beide antworteten nein, und sie machte sich erneut auf den Weg. Und Nina fand ich schrecklich affektiert: Sie quietschte vor Vergnügen, wiederholte dieselben Laute in einer anderen Tonlage, als kämen sie aus dem Mund der Puppe, und seufzte: mehr, mehr. Ich hatte den Verdacht, die junge hübsche Frau ging nicht aus Liebe zu ihrer Tochter in ihrer Mutterrolle auf, sondern für uns, die Zuschauer am Strand, Frauen und Männer, Jung und Alt.

Die Puppe und sie wurden reichlich mit Wasser über-gossen. Es glitzerte auf Ninas Haut, auch ihre Haare waren nass von den Spritzern aus der Gießkanne und klebten ihr am Kopf und an der Stirn. Die Puppe, Nani oder Nile oder Nena, wurde mit der gleichen Ausdauer begossen, nahm aber weniger Wasser auf. Es tropfte von dem blauen Plastik der Liege in den Sand und färbte ihn schwarz.

Ich verfolgte das Hin und Her der Kleinen, ich weiß nicht, was mich daran störte, vielleicht das Spiel mit dem Wasser oder Ninas übertrieben zur Schau gestellte Freude an der Sonne. Oder die Stimmen, ja, vor allem die Stimmen, die Mutter und Tochter der Puppe verliehen. Sie gaben ihr mal abwechselnd das Wort, mal gemeinsam, setzten den gespielt kindlichen Ton der Erwachsenen auf den gespielt erwachsenen Ton des Kindes obendrauf. Sie gaben vor, mit einer einzigen Stimme aus einer einzigen Kehle zu sprechen, die einem in Wirklichkeit stummen Gegenstand gehörte. Es war mir unmöglich, ihre Fantasie nachzuvollziehen, meine



Elena Ferrante

Die Frau im Dunkeln

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 176 Seiten, 12,5 x 20,0 cm
ISBN: 978-3-421-04323-8

DVA Belletristik

Erscheinungstermin: August 2007

Ein Blick in die Abgründe der weiblichen Seele

Ein heißer Sommer in Süditalien. Eine erfolgreiche Frau in mittleren Jahren genießt ihre Ferientage am Strand. Die Begegnung mit einer neapolitanischen Großfamilie bringt ihr zu Bewusstsein, welch hohen Preis sie für ihren Weg zu bezahlen hatte. Eine scheinbar heitere Strandgeschichte nimmt düstere Züge an, und die sonst so beherrschte und vernünftige Frau begeht eine unbegreifliche Tat.

Leda ist fast fünfzig, geschieden und Professorin für Anglistik in Mailand. Ihre erwachsenen Töchter leben mit dem Vater in Kanada, und so verbringt sie den Sommer alleine an der süditalienischen Küste. Die heißen Tage am Strand verstreichen ereignislos, bis Ledas Ruhe von einer lärmenden neapolitanischen Großfamilie gestört wird, zu der auch Nina und deren dreijährige Tochter gehören. Beim Beobachten dieser engen Mutter-Tochter-Beziehung wird Leda von ihrer Vergangenheit eingeholt, und der Leser erfährt, dass sie vor vielen Jahren um der Karriere willen ihre kleinen Kinder verlassen hat. Mit einem Mal verdüstert sich die sommerliche Ferienidylle. In einem Akt seelischer Grausamkeit nimmt Leda heimlich die Puppe des kleinen Mädchens an sich und gibt sie auch dann nicht zurück, als sie miterlebt, wie das Kind tagelang um sein Spielzeug weint.



[Der Titel im Katalog](#)